

Den Tod riskieren, das Leben gewinnen

Ein Erlebnisbericht aus den Bergen

Von Christine Kopp*

Auf einmal war es uns mit aller Deutlichkeit bewusst: Wir waren allein. Zwei Menschen an einem abgeschiedenen Berg in der Wildnis Alaskas, fernab der Zivilisation. Eben war das kleine Flugzeug, pilotiert von unserem Freund Paul, mit einem lauten Knattern am immerhellen alaskanischen Sommerhimmel verschwunden. Nun waren wir auf uns allein gestellt – für fünf Tage, so hatten wir es mit Paul ausgemacht. Fünf Tage aber, in denen ein Unfall zum Desaster führen könnte. Einen Augenblick lang lähmte mich die Angst: Was, wenn einer von uns im Eislabyrinth des stolzen Mount Blackburn (4996 m) in eine Gletscherspalte stürzen würde? Wenn ich oder mein Partner eine schwere Verletzung – etwa eine Verbrennung beim Kochen oder einen offenen Bruch bei einem Absturz – erleiden oder gar an einem Höhenödem erkranken sollte? Wir hätten keine Möglichkeit gehabt, Funkkontakt herzustellen und Rettung anzufordern; wir waren tatsächlich auf Gedeih oder Verderben einem hoffentlich gütig gesinnten Schicksal ausgeliefert.

Für die Angst blieb nicht lange Zeit. Wir begannen sofort mit dem Aufstieg zu unserem ersten und zugleich letzten Zwischenlager auf 2800 Meter Höhe. Es war eine einzige Schinderei: Mit Ski, schwerem Rucksack und mit Zelt, Kocher und Esswaren beladenem Expeditionsschlitten überwandern wir fluchend den steilen, spaltenreichen Hang. Er gewährte uns den Zugang zu einer erstklassigen Aussichtsloge, wo wir unser kleines Zelt, mit dicken Schneemauern vor dem Wind geschützt, aufstellten. Der Blick ging hinaus über die unermesslichen, Dutzende von Kilometern langen und breiten Eisflächen des Nabesna-Gletschers; irgendwo, an seinem Ende, von uns zu Fuss mindestens eine Woche entfernt, lebten ein paar Menschen. In mir kehrte Ruhe ein. Die ein paar Stunden zuvor empfundene Angst war inzwischen einem intensiven Lebensgefühl gewichen. Ein Zitat von Antoine de Saint-Exupéry kam mir in den Sinn: „Nur das Unbekannte ängstigt die Menschen; wenn sie erst in den Ereignissen drinstehen, fürchten sie sich nicht mehr.“

Nach einer stürmischen Nacht brachen wir erst am späten Nachmittag des nächsten Tages von unserem Lager auf – Richtung Gipfel. „It’s a long, long way“, hatte mich Paul beim Abschied gewarnt, da er spürte, dass wir die eigentlich mehrtägige Tour auf lediglich zwei Etappen aufteilen wollten. Seine Worte, es sei ein langer Weg, sollten mich dreizehn Stunden lang begleiten, dreizehn endlose Stunden, in denen wir rund 2200 Höhenmeter zum Gipfel auf- und gleich wieder abstiegen. Auf Schritt und Tritt waren wir vom Glück begleitet: Nach den ersten anstrengenden und steilen tausend Höhenmetern gelangten wir abends auf den breiten Kamm, der leicht, aber spaltendurchsetzt zum Gipfel führt. Um elf Uhr nachts ging die Sonne unter, doch dunkel wurde es nicht: unter uns die Rauchfahne des Mount Wrangell, eines vergletscherten Vulkans, die in schwarzes Licht getauchten Täler und der gleissende Firn der Gletscher. Eine magische Atmosphäre... Genau um Mitternacht standen wir auf dem Gipfel. Müde, durstig und mit der Gewissheit, dass uns ein langer Abstieg bevorstand. Ich hatte verworrene Träume und Gedanken sowie eine Geschichte von Reinhard Karl im Kopf, dessen Bücher in der alpinen Szene Kultstatus erreicht haben; er schrieb einmal: „Der Gipfel: Man ist oben, kaputt, der schwierige Abstieg wartet. Im Tal: Das erste Bier raubt einem nach den vielen Anstrengungen die Besinnung. – Aber solche Momente der Ruhe, das Gefühl es geschafft zu haben, oben zu sein, man spürt den Hauch des Glücks, für einen Moment. Der Wunsch ist erfüllt, aber er ist noch nicht Vergangenheit.“

Um fünf Uhr morgens waren wir beim Zelt zurück; die Sonne, die um zwei Uhr nachts wieder aufgegangen war, stand bereits hoch am Himmel, doch gleichzeitig zog, gut erkennbar, ein Sturm auf. Kurze Rast, heiße Getränke – gegessen hatten wir seit dem Vortag, getrunken seit Mitternacht nichts mehr. Dann bauten wir unser Zelt ab und fuhren gerade noch rechtzeitig zum flachen Gletscher tausend Meter weiter unten ab, wo Paul uns abgesetzt hatte und wieder abholen wollte. Heftiges Schneetreiben und Windböen setzten ein: Sie hielten uns schliesslich drei volle Tage im Zelt fest, bis – an einem wunderschönen Morgen – der vertraute Ton der kleinen, roten Maschine unseres Freundes die Rückkehr in die Wärme, ins Grün und zu lieben Menschen ankündigte. Erst dort, in einer Atmosphäre der Geborgenheit und Sicherheit, kam endlich das erhebende Glücksgefühl, die Freude und nicht zuletzt der Stolz über die gelungene Leistung auf: Angst, Anspannung, eingebildete und

tatsächlich erlebte Gefahren – alles war weggewischt, zurück blieb das tiefe Gefühl, ein paar Tage hart an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod gelebt zu haben und dadurch das Leben nun um so intensiver auskosten zu dürfen. Die erfolgreiche Tour zum Blackburn gehört heute, vier Jahre später, zu meinen stärksten Erinnerungen – zu den wenigen Erfahrungen nahe einer schmalen Grenze, die einen fürs Leben prägen.

Wie soll ein Laie, ein „normaler“ Mensch verstehen, wenn Reinhold Messner, der bekannteste Bergsteiger unserer Zeit, über seine Expeditionsgefährten an einem Achttausender schreibt: „Die meisten von ihnen hatten schon Grenzsituationen durchlebt, mit schlimmsten Stürzen, mit Kälte bis zur Gefühllosigkeit, hoffnungslose Lagen. (...) Fünf oder sechs, die schon einen oder mehrere Partner verloren hatten. (...) Deswegen aufgeben, die Bergsteigerei an den Nagel hängen? Nicht im Traum!“ Wie soll ein Nicht-Bergsteiger verstehen, dass man sich als junger Mensch voller Tatendrang und Lebensfreude an einem abgeschiedenen Berg in Alaska absetzen und damit einem grossen Risiko aussetzen lässt? Nur, um danach vielleicht sagen zu können, man habe den Gipfel erreicht? Die von Nicht-Bergsteigern oft geäusserte, vorschnelle Deutung, solchen Handlungen liege „Todessehnsucht“ oder ein „Todestrieb“ zugrunde, ist irgendwo verständlich. Denn nur selten können extreme Menschen erklären – seien sie Bergsteiger oder nicht – was sie bei ihrem Tun suchen. Oft nehmen sie sich schon gar nicht die Zeit, über solche Sinnfragen nachzudenken; so schreibt etwa Erhard Loretan, Besteiger aller vierzehn Achttausender: „...in meinen Augen verschmolzen das Leben und die Berge ineinander. Ich habe mich nie gefragt, warum ich in die Berge gehe, weil ich mich nie gefragt habe, warum ich lebe.“

Eine schwierige Situation an einem Berg lässt sich nur mit starkem Lebenswillen bewältigen. Der Tod ist in solchen Momenten eine klar vorhandene, wenn auch verdrängte Möglichkeit – und verstärkt die Intensität des gelebten Augenblicks. Was Extrembergsteiger, und Abenteurer überhaupt, also suchen, ist nicht der Tod selbst, sondern die Nähe des Todes – und damit, so widersprüchlich es auf den ersten Blick erscheinen mag, das Leben. Jene feine Linie zwischen Leben und Tod, jene Grenze, der man möglichst nahe kommen möchte, ohne sie jemals zu überschreiten. An

dieser Schnittstelle ist das Leben unglaublich intensiv, verdichtet; Körper, Kopf und Seele leben im vollkommenen Einklang, konzentriert auf diesen einen, von höchster Wachheit und Geistesgegenwart begleiteten Moment. Man lebt – mit jeder Faser seines Wesens – bewusst den Augenblick.

Das Empfinden auf dem symbolischen Grat zwischen Leben und Tod ist nicht einfach gleichbedeutend mit „Glück“ – es ist vor allem ein unübertreffbares Gefühl des Lebendigseins, das Suchterscheinungen auslöst. Das reine Glücksgefühl breitet sich erst später, nach der Rückkehr vom Grenzgang, richtig aus: Es ist verbunden mit der tiefen Dankbarkeit, zu leben und mit der in Todesnähe erworbenen Gewissheit, wie lebenswert das Leben eigentlich ist! Um es noch einmal mit Saint-Exupéry zu sagen: „Wir suchen ja nicht die Gefahr. (...) Nein, ich suche nicht die Gefahr; ich weiss, was ich suche: ich suche das Leben.“ Ein Motto, das sich Erhard Loretan nach der Besteigung des letzten Achttausenders zuvorderst in sein erstes Buch schrieb.

Früher oder später setzt sich aber jeder Bergsteiger mit dem Tod auseinander: Einerseits mit dem eigenen Tod, andererseits mit dem Sterben von Freunden – sei es in den Bergen oder anderswo. Dabei ergeht es den meisten ähnlich: Der eigene Tod wird verdrängt; man hofft, dass er einem möglichst lange erspart bleibt. Alle Bergsteiger sind sich darüber einig, dass kein Berg es wert ist, zu viel zu riskieren und dafür zu sterben. Aber sie wissen zugleich, dass diese Möglichkeit bei der Ausübung ihrer Leidenschaft ständig präsent ist. Das ist allerdings für die Wenigsten Grund genug, ihre geliebte Aktivität aufzugeben – zu sehr hängen sie an der Erfüllung von Träumen und sportlichen Zielen, aber auch an den Kleinigkeiten, die das Bergsteigen erst so richtig zum Lebenselixier werden lassen. Wanda Rutkiewicz, die einzige Frau, die neun Achttausender bestieg und schliesslich dabei ums Leben kam, formulierte es so: „Den Geschmack des Lebens erkennt man am besten, wenn man es verlieren kann. Ich war fasziniert davon, dass die Schwierigkeiten beim Bergsteigen gleichzeitig so viel Freude am Leben vermitteln: am Wehen des Windes, am Geruch der sonnenwarmen Felsen, am Moment der Entspannung, an einer heissen Tasse Tee und tausend anderen einfachen Dingen. Ich wusste vom ersten Tag an, dass Bergsteigen alles andere übertrifft. Seither sind die Berge mehr und

mehr zu meinem Lebensinhalt geworden. Von einer Leidenschaft wie dem Bergsteigen kommt man nicht weg, auch wenn man dem Tod dabei begegnet.“

Todesgefahr als Lebensnotwendigkeit. Dazu gehört auch die Angst vor einer Behinderung – körperlich oder geistig –, die es einem nicht mehr erlauben würde, in die geliebten Berge aufzubrechen. Es ist nicht weiter erstaunlich, dass extreme Bergsteiger oft sehr viel weniger Angst haben vor dem Tod als vor einer dauerhaften Behinderung durch Unfall oder Krankheit. Wenn aber dennoch ein solch schwerwiegendes Ereignis eintritt, kann sich die Prägung des Bergsteigers durch die Berge sehr positiv auswirken: Genau den gleichen Lebenswillen, den er in heiklen Situationen in Fels und Eis bewiesen hat, wendet er auf den neuen Zustand an, um ein Leben mit anderem Inhalt zu beginnen. Extreme Menschen sind besessen von jenem totalen Lebensgefühl, das sie auch unter harten Umständen zu erringen bereit sind. Und extreme Bergsteiger wissen, dass ein Gipfel – auch jener des Dachs der Welt, des Everest – immer nur ein Vorgipfel sein kann; dahinter stehen neue Ziele, grössere Anstrengungen. Und nach diesen richtet er sich aus, notfalls auch bei einer Behinderung.

Den Tod riskieren, das Leben gewinnen: Nicht nur der enorme Lebenswillen, das intensive Lebensgefühl in Momenten, in denen man aufgeht in der Aktion – und sich dabei in seiner ganzen Verletzlichkeit spürt –, prägt die Abenteurer. Es sind auch die Bilder, die man mit sich trägt und die einen in den Niederungen des Alltags begleiten. Kürzlich erlitt ich selbst einen Unfall – in den Bergen. Als ich danach für eine Magnetresonanz-Untersuchung in einen beklemmend engen „Tunnel“ zu liegen kam, brach ich mit meiner eigenen Methode aus eben diesem Tunnel aus: Ich rief in meinem Kopf Bilder aus den Bergen ab: vollkommene Skischwünge von einem Tiefschneetag in der Schweiz. Der Aufstieg in der Mittsommernacht zum Mount Blackburn. Die Gesichter meiner fröhlichen Freunde aus Nepal. Es sind diese Bilder, die bunten Erinnerungen aus dem Gebirge, die uns Bergsteigern in belastenden Situationen den nötigen Halt geben. In der Erinnerung werden auch harte Erfahrungen – wie die eingangs beschriebene „Schinderei“ am Mount Blackburn – zu farbigen Bildern, die man nicht missen möchte. Gerade in schwierigen Lebensabschnitten begreift man, dass die schwierigen Erlebnisse in den Höhen einen

zutiefst bereichern und formen: Sie verkörpern die Grenzgänge, in denen man dem Leben nicht ausweichen kann und mit jeder Situation, so schwierig sie auch sei, fertig werden muss.

Momente, in denen man wirklich erfüllt, mit sich und der Welt im Reinen ist, sind selten; wir Bergsteiger suchen und finden sie in den Bergen. Todessehnsucht? Nein, Lebenshunger! Wir sehnen uns nach dem Leben, jenen erfüllten, klaren Momenten, die wir in den Alltag hinuntertragen können. Eine tiefe Sehnsucht nach diesen Sekunden des Gleichgewichts und der Harmonie beherrscht uns, denn sie sind unser Symbol für gelebtes Leben und – für das Glück. Bergsteigen ist eine wunderschöne Möglichkeit, solche vergänglichen Augenblicke und damit das totale Lebensgefühl zu erleben: Augenblicke, in denen man durch und durch „ist“ – eine Erholung für Körper, Seele und Geist und eine Erfüllung fürs Leben!

*Die Autorin ist freiberuflich tätig als Übersetzerin, Autorin und Redaktorin mit dem Fachbereich Alpinismus. In ihrer Freizeit ist sie in den Bergen unterwegs.